

Thea Hurst



Das Tagebuch der

Thea Gersten

Flucht aus Leipzig, Warschau
und London (1939-1947)



Das Tagebuch der Thea Gersten

Thea Hurst

Das Tagebuch der Thea Gersten

Flucht aus Leipzig, Warschau
und London (1939–1947)



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Ulrike Vetter, Leipzig
Coverbild: Thea Hurst im Alter von 21 Jahren (© privat)
Satz: Jochen Busch, Leipzig
Druck und Binden: CPI Druckdienstleistungen GmbH

IISBN 978-3-374-07459-4 // eISBN (PDF) 978-3-374-07460-0
www.eva-leipzig.de

INHALTSVERZEICHNIS

Bildnachweis /6/

Vorwort /7/

Einführung /9/

Abschied /14/

Warschau – eine wichtige Zwischenstation /46/

Anfang in London /55/

Abbildungen /65/

Als Pelznäherin in Nordengland /95/

Flüchtlingskinder in der zionistischen Jugendgruppe /103/

Gedanken über meinen Glauben /116/

Aufbruch ins Unbekannte /148/

Nord Wales – ein verändertes Leben /175/

Rückkehr nach London /183/

Epilog /199/

Dank /205/

Anhang

Anmerkungen /206/

Wörterklärungen /208/

Bildnachweis

Die meisten der Abbildungen befinden sich im Privatbesitz der Autorin. Für die freundlicherweise erteilte Genehmigung zur Reproduktion der folgenden Bilder sind wir dem Stadtgeschichtlichen Museum der Stadt Leipzig zu Dank verpflichtet: Bild des Pelzhändlers Chaim Lazar Gersten (S. 65 oben), Bilder des Pelzgeschäftes Gersten am Brühl in Leipzig (S. 66) und Bild von Thea 1938 (S. 68 links oben).

Der Ausweisungsbescheid des Polizeipräsidenten zu Leipzig (S. 69 oben) wurde vom Sächsischen Staatsarchiv Leipzig zur Verfügung gestellt.

Thea, ein dreizehnjähriges Mädchen, muß 1939 ihre Heimatstadt Leipzig verlassen. Sie verliert nahezu alles, was man außer dem Leben verlieren kann: ihren Vater, ihre Freunde, ihre behütete Kindheit, ihre Sprache, ihre kulturelle Verwurzelung.

Wie gelingt es ihr, diese Vertreibung durchzustehen, ohne sich selbst aufzugeben? Wo findet sie Halt bei all ihrer Verzweiflung? Wie schafft sie es, in allem, was ihr widerfährt, das Gute zu sehen? Wie kann sie ohne jeden Haß weiterleben?

Dieses Buch ist mehr als ein zeitgeschichtliches Dokument. Und es enthält auch viel mehr als die romantische Liebesgeschichte eines jungen Mädchens aus den vierziger Jahren. Die authentischen Reflexionen der Vierzehn- bis Zwanzigjährigen sind von entwaffnender Ehrlichkeit. Von Selbstzweifeln geplagt, auf der Suche nach Gott und voller Sehnsucht nach Sinn, vertraut sie dem liebsten Freund, dem Tagebuch, alle Geheimnisse an, die sonst keiner wissen darf.

Der Abschied von der deutschen Sprache, der fließende Übergang und schließlich der vollständige Wechsel ins Englische kann hier nur erfühlt werden. Die von Alan Nothnagle angefertigte Übersetzung der letzten Tagebuchaufzeichnungen bemüht sich um eine Annäherung an Theas deutsche Sprache von damals.

Zum besseren Verständnis hat die Autorin an verschiedenen Stellen Ergänzungen eingefügt, die in Klammern erscheinen oder durch einen kleineren Schriftgrad abgesetzt sind. Alle hebräischen Begriffe werden am Ende erläutert. Die Namen von noch lebenden Personen wurden geändert.

Ich bin Thea sehr dankbar dafür, daß sie sich dazu überreden ließ, dieses Tagebuch nach zweiundsechzig Jahren

für eine Veröffentlichung freizugeben. Denn es ist eine Geschichte für heute.

Wie viele junge und alte Leute kennen keinen einzigen Menschen, der ihnen zuhört. Wie viele sind entwurzelt und finden nirgendwo Halt. Wie viele haben eine Sehnsucht nach Sinn und vertun dennoch ihre Kräfte in sinnlosen Aktivitäten. Wie viele junge Menschen werden auch heute vertrieben aus ihrer Heimat, noch bevor sie Wurzeln schlagen konnten. Die Botschaft dieses Tagebuches könnte ihnen helfen.

Leipzig, im Juni 2001

Elke Urban

Ich bin Jüdin und in Leipzig geboren. Schon in diesen wenigen Feststellungen ist eine Linie für mein Leben erkennbar.

Meine Großeltern mütterlicherseits kamen 1880 aus Galizien nach Leipzig. Meine Mutter, ihre Schwestern und Brüder sind in Leipzig geboren und aufgewachsen.

Mein Vater war polnisch-jüdischer Abstammung. Er lebte schon vor dem Ersten Weltkrieg in Berlin. Bei Ausbruch des Krieges meldete er sich freiwillig zur Armee. Er diente vier Jahre in der österreichischen Artillerie, die an der Seite der deutschen Armee kämpfte.

1920 lernte er meine Mutter kennen, zog nach Leipzig und heiratete sie. Mein Bruder wurde 1923 geboren und ich 1925.

Ich kann mich gut an die Zeiten damals, nachdem Hitler die Macht ergriffen hatte, erinnern: Meine Eltern waren ständig besorgt und beschäftigt. Wenn sie nach einem langen Arbeitstag aus dem Laden nach Hause kamen, waren sie müde und unnahbar. Mein Bruder und ich hörten uns ihre nächtlichen Gespräche an. Wir haben sie nur halb verstanden: Visum, Reisepaß, Emigration, Quote, Palästina, Amerika, Kanada – diese Worte wurden ständig wiederholt. Wir spürten, daß dies ernste und wichtige Themen waren, aber wir waren zu jung, um sie in ihrer ganzen Bedeutung zu begreifen. Jetzt, viele Jahre später, weiß ich, daß meine Eltern dabei waren, unsere Flucht zu planen, und unsere Chancen in diesen Ländern ausrechneten. Damals, vor langer Zeit, waren sie fremde Namen, die mir nichts sagten, außer daß sie meine Eltern davon abhielten, mehr Zeit mit mir zu verbringen.

Solange wir klein und unsere Bedürfnisse einfach waren, hat sich ein ältliches Kindermädchen um uns gekümmert.

Später kam an den Nachmittagen eine Reihe von jungen jüdischen Frauen, um unsere Hausaufgaben zu beaufsichtigen. Sie spielten mit uns, gingen mit uns in den Park oder zum Schwimmbad im Sommer oder in den Wintermonaten zum Schlittschuhfahren auf den Seen.

Der Donnerstagabend hat mir am besten gefallen. Nachmittags lieferten der Metzger, der Lebensmittelhändler und der Gemüsehändler die wöchentlichen Bestellungen. Sobald meine Mutter vom Laden zurückkam und ihre Tasse Kaffee getrunken hatte, zog sie ihre schicken Kleider aus und wickelte sich eine Schürze um. Nachdem sie die Schürzenbänder hinten zu einer ordentlichen Schleife geknotet hatte, war sie wieder meine wirkliche Mutter. Sie gehörte mir. Wir gingen gemeinsam in die Küche und bereiteten die traditionellen Sabbatspeisen vor. Mein Vater und mein Bruder waren aus dieser rein weiblichen Domäne verbannt. Meine Mutter herrschte souverän und ich war ihre Gehilfin. Ich war stolz und glücklich. Ich wünschte mir, daß es für immer so bleiben möge.

Freitagabend – der Anfang des Sabbats. Das war immer ein großes Ereignis in meiner Familie. Bei Sonnenuntergang entzündete meine Mutter die Kerzen. Dies war das Signal, daß der Sabbat begonnen hatte. Ab diesem Zeitpunkt herrschte eine festliche Atmosphäre. Gäste kamen – Tanten, Onkels, Freunde – um unser Festessen zu teilen.

Ich erinnere mich an den langen Tisch mit dem weißen Tuch, an das polierte Silber, den süßen roten Wein in den gefüllten Gläsern. Am intensivsten aber erinnere ich mich an meinen Vater, wie er am Kopfende des Tisches saß. Sein Alltagsblick war verschwunden. Er lächelte, machte Witze, stellte uns Fragen und unterhielt unsere Gäste. Es fiel kein Wort mehr über Visa und Auswanderung. Es war Sabbat und wir feierten G'ttes¹ Schöpfung. Wir freuten uns unseres Lebens. Wie könnten wir an einem solchen Tag traurig sein?

*Erläuterung der Fußnoten und der mit * gekennzeichneten hebräischen Begriffe ab Seite 206

Ich war zwölf Jahre alt, als unser Zuhause zerstört wurde. Meine Mutter und ich haben nie wieder ein Sabbatessen vorbereitet. Mein Vater hat sich nie wieder seines Lebens gefreut. In dieser kalten, dunklen Nacht haben uns die Nazis auf unmißverständliche Art und Weise gezeigt, daß wir ungewollt, daß wir nichts waren, daß wir keine Rechte hatten und daß es niemanden gab, bei dem wir uns beschwerten oder an den wir uns wenden konnten. Sie brachen die Türen unserer Häuser und unserer Läden auf. Sie plünderten und zerstörten. Sie brannten unsere Synagogen und Schulen nieder und verschleppten die meisten unserer Männer.

Wir Juden haben geschauert und gezittert und rafften uns endlich zur Tat auf: Wir müssen gehen, abreisen, Schutz suchen. Doch wo? – Wenn man am Tor eines Konzentrationslagers ein Visum vorzeigen konnte, hat man uns unsere Männer zurückgegeben. Aber es waren geschlagene Männer – in Geist und Körper. Fassungslose Männer – unfähig zu verstehen, was ihnen und uns passiert war. Wir mußten Deutschland verlassen und suchten ein Land, das uns aufnehmen würde. Viele mußten bleiben, da kein Land sie nehmen wollte. Die Welt war nicht groß genug, um einer Handvoll Menschen Asyl zu geben.

In jener schicksalhaften Nacht endete meine Kindheit. Denn was bedeutet Kindheit? Ist sie nicht das Gefühl, verwurzelt und sicher, behütet und gebraucht zu sein? Die Welt kennt diese Nacht als »Kristallnacht«.

Die darauffolgenden Monate hatten für mich keine Ordnung. Sie hatten weder Rhythmus noch Form, aber sie waren und sind voller Erinnerungen.

Immer neue Wörter tauchten im täglichen Wortschatz meiner Eltern auf und wurden bald von uns Jugendlichen angenommen: Sponsor, Bürge, Erlaubnis und Kindertransport. Den Spruch »Laßt uns unsere Kinder retten« hörten wir immer wieder.

Gute, großzügige Menschen in Großbritannien hatten sich bereit erklärt, so lange auf jüdische Kinder aufzupassen, bis ihre Eltern sie holen kamen. In diesen Monaten

reisten die meisten meiner Schulfreunde ab. Ich kann mich an den Bahnsteig erinnern. Ich ging oft hin, um mich von ihnen zu verabschieden. Eines Tages brachten wir meinen Bruder zum Bahnhof. Ein großer, weißer Zettel war an seinem Revers befestigt, worauf stand: »London über Hook van Holland«.

Dann ging auch mein Vater. Eines Nachts flüchtete er. Am darauffolgenden Morgen sagte meine Mutter zu mir: »Weine nicht, wir werden Papa nach Warschau folgen. Sobald wir die amtliche Erlaubnis bekommen haben, unsere Möbel und persönlichen Gegenstände mitzunehmen, werden wir packen und auch nach Warschau reisen.« Meine Mutter und ich warteten. Die Kriegsgefahr wurde immer bedrohlicher. Immer mehr Verwandte und Freunde reisten ab. Sie reisten nach Kuba, Brasilien, Paraguay und Uruguay. Unsere Freunde verkauften ihre Habseligkeiten, um die weite Reise zu bezahlen. Was hätten sie sonst machen sollen? Die Türen der näher gelegenen Länder schlossen sich nacheinander. –

Unsere Schule wurde für uns paar Kinder, die noch keine Bleibe gefunden hatten, wieder eröffnet. Ich kann mich nicht mehr an den Unterricht oder an unsere Lehrer erinnern, aber ich erinnere mich noch an die Namen der Schüler und an ihre Gesichter. Wir schlossen enge, intensive Freundschaften, die uns voll in Anspruch nahmen und die große, häßliche Außenwelt ausschlossen. Es war gerade eine solche Freundschaft, die den Anlaß für mein Tagebuch gab.

Das, was vor sich ging, war aufregend und seltsam und ganz wunderbar. Wie konnte ich alles für mich allein behalten? Ich mußte es mit jemandem teilen, aber meine beste Freundin war nicht mehr da. Ich überzog unbenutzte Schulhefte mit Resten von Gardinen aus meinem Schlafzimmer und ich fing an, das, was in mir und um mich herum passierte, aufzuschreiben. Mein Tagebuch wurde zu meinem besten Freund. Ich diskutierte meine Probleme und beobachtete die Welt.

Obwohl dieses Tagebuch meine persönliche Geschichte

ist, möchte ich behaupten, daß es die Kämpfe und Konflikte vieler junger Menschen meiner Generation widerspiegelt, die das Glück hatten, den Krieg zu überleben. Sie sollen nicht vergessen werden.

Leipzig, den 16.6.39

HEUTE will ich mein Tagebuch beginnen. Eigentlich sieht ein Tagebuch ja von außen anders aus, aber das Wichtigste ist ja, was drinnen steht. Ich habe so viel erlebt, daß ich es jemandem erzählen muß. Das kann ich aber nicht, und so will ich alles meinem Tagebuch anvertrauen. Ich tue es auch, weil ich mein jetzt Erlebtes nicht vergessen will. Ich glaube kaum, daß ich das jemals tun werde, aber wer weiß, wie man einmal fühlt und denkt, wenn man mal ganz groß ist. Ich bin 13 Jahre und 7 Monate, nur ungefähr, aber das spielt ja keine Rolle. Ich will anfangen, als ich wieder anfang zur Schule zu gehen. Es war ungefähr Februar oder Anfang März. Wir wurden mit unserer Parallelklasse, 15 Jungen, zusammengelegt. Einesteils freuten wir uns, einesteils genierten wir uns ein bißchen vor den Jungen. In den ersten paar Tagen schielten wir uns nur gegenseitig von der Seite an, sprachen aber kein Wort miteinander. Dann wurde das Verhältnis schon etwas wärmer. Die Jungens wollten uns unterhalten und veranstalteten eine Schönheitskonkurrenz zwischen den Mädchen. Lolo war unserer Meinung nach die Hübscheste. Aber die Jungens haben ja einen ganz anderen Geschmack. Sie wählten Lorli, die meiner Meinung nach gar nicht hübsch, sondern nur niedlich ist. Im Schiedsgericht waren: Philipp, Sigi und Bübchen. Mir gefiel Philipp von Anfang an immer sehr gut. Ich fand ihn hübsch und sehr verständig. Mit Lorli bin ich befreundet. Auf dem Nachhauseweg sprachen wir dann von Philipp. Lorli gefiel er auch. Nun sprachen wir oft von ihm. Ich hatte auch mit Lorli und Lilli zusammen Berlitz (internationale Sprachschule). – Ein paar Tage später stellte Philipp durch Günther der Lorli einen Antrag. Antrag stellen, ein schrecklich blödes Wort. Aber wir gebrauchen

es sehr oft. Er brachte sie immer von der Schule nach Hause und holte sie von der Berlitz. Zuerst war Lorli begeistert von ihm, allmählich aber flaute es ab, und schließlich konnte sie ihn überhaupt nicht mehr leiden. Die beiden haben ja auch nicht zusammengepaßt. Lorli erzählte nur, er würde immer nur von Kunst, guten Büchern und Musik sprechen, und das interessiert sie nicht. Ich wunderte mich, worüber soll man sich denn unterhalten?! Nach ungefähr einer Woche war auch Philipp nicht mehr begeistert, man merkte es ihm an. Ein paar Tage später, nein, es war schon knapp vor Ostern, kam Philipp nicht mehr zur Schule. Er war einmal sitzen geblieben, und alle, die schon 14 waren, mußten aus der Schule heraus. So sahen sich Philipp und Lorli dann nicht mehr, und dann hörte es ganz auf. Inzwischen ist mit mir auch allerhand passiert. Ungefähr 14 Tage später, als Günther zu Lorli kam, kam Philipp zu mir und fragte mich, ob ich mit Günther gehen wolle. Ich überlegte es mir ein paar Minuten und willigte dann ein. Ich hatte eigentlich nicht viel Interesse an Günther, wollte aber kennenlernen, wie es ist, mit einem Jungen zu gehen. Noch etwas anderes hat dazu beigetragen, daß ich mit Günther angefangen habe. Wie ich schon schrieb, waren Lilli, Lorli und ich zusammen in der Berlitz. Nach der Berlitz warteten immer Sigi auf Lilli und Philipp auf Lorli. Ich war dann immer allein und habe mich benachteiligt gefühlt. Günther holte mich dann am selben Tag ab und wir gingen spazieren. Er war sehr nett und wir unterhielten uns ganz gut. Nun brachte er mich auch öfter nach Hause, und wir trafen uns oft nachmittags. Mit der Zeit langweilte er mich, aber ich hatte nicht den Mut zu sagen, daß wir Schluß machen wollen. Einmal sagte mir Mutti, daß sie nie erlauben werde, daß ich mit einem Jungen weggehe. Ich sagte das Günther, er tat ziemlich verschnupft. Ich sagte ihm, wir sähen uns doch genug in der Schule und können doch Kameradschaft halten, ohne uns zu treffen. Wenn ich mich manchmal in der Schule mit ihm unterhalten wollte, tat er sehr abweisend, daß ich ihn dann mit der Zeit laufen ließ. Er tat auch nicht mehr dergleichen. –

Während der ganzen Zeit war ich mit Lolo und Lorli befreundet. Ich hatte dann auch mit Lolo zusammen Berlitz. Wir befreundeten uns dann immer tiefer. Ich merkte es gar nicht so. Aber jetzt, da sie weg ist, fehlt sie mir unsagbar. Wir drei gingen oft zusammen in die Stadt und verbrachten überhaupt eine lustige Zeit. Lorli holte uns immer von der Berlitz ab und dann ging's Eisessen. An einem Nachmittag haben wir mal alle Eisdien² von Leipzig probiert, dann hatten wir aber wirklich einen kalten Magen. Lolo und ich schwärmten dann beide für Clarke, einen unserer Berlitzteacher. Vor sieben Wochen bekam sie dann ihr Permit³. Zwei Wochen später fuhr sie ins College. Ich habe Sehnsucht nach ihr, aber vielleicht sehen wir uns mal wieder. Sie machte eine kleine Abschiedsfeier, bevor sie fuhr. Natürlich abends. Wir fühlten uns schon ganz erwachsen. Wir stellten Tanzmusik an und rauchten sogar. Natürlich wußten es ihre Eltern. Es hat niemandem geschmeckt, aber wir taten natürlich so, als ob es nichts Besseres in der Welt gäbe. Erst um halb zwölf gingen wir nach Hause. Lilli war auch da, ich hatte schon eine riesige Wut auf sie. Irgend jemand hatte mir nämlich erzählt, Lilli hätte im Palastcafé gegessen, Günther wäre hochgekommen und sie hätte gesagt: »Komm Günther, wir gehen ein Stückchen in die Stadt.« Günther, das dumme Schaf, hat natürlich eingewilligt. Es ist doch ungezogen, so etwas zu machen, wo sie genau wußte, daß wir befreundet waren. Daß wir uns nicht mehr treffen, wußte ja niemand außer Lorli und Lolo. Lolo holte uns dann oft von der Schule. Zum Abschied, daß heißt, wenn wir uns trennten, küßten wir uns immer ab. Zum Abschied waren wir dann alle an der Bahn. Es war ein sehr tränenreicher Abschied.

In der Schule hat mich Lilli bei allen Jungens schlecht gemacht, weil sie sich mehr mit mir als mit ihr unterhielten. Natürlich rede ich nicht mehr mit ihr. Jetzt ist sie weg, ich will sie überhaupt ganz ausschalten, denn ich mag sie nicht leiden.

Ich schloß mich, als Lolo weg war, immer mehr an Lorli an. Wir verstehen uns auch sehr gut. Aber sie kann mir

Lolo doch nicht ersetzen. Sie ist überhaupt nicht meine richtige Freundin. Sie ist noch zu unreif für eine richtige Freundschaft. Aber wir haben oft die gleichen Interessen. Seit ungefähr vier Wochen sind wir wieder beide in Philipp verknallt. Wenn wir in die Stadt gingen, wollten wir ihn immer treffen.

Leipzig, den 17.6.39

HEUTE will ich nun weiter schreiben, und zwar da, wo ich aufhörte. Zwar habe ich heute sehr, sehr viel erlebt, aber vielleicht bleibt mir auch noch dazu Zeit.

Wir trafen ihn aber nie. Dann, vielleicht vor drei Wochen, klingelte es. Das war morgens um halb zehn. Zufällig machte ich die Türe auf. Draußen stand Philipp. Ich war so perplex, daß ich nicht mal erschrak. Er sagte, er wolle mich einmal sprechen. Ich glaube, er hat nicht gemerkt, daß ich erstaunt war. Er wartete unten auf mich. Als ich herunterkam, gab er mir die Hand und sagte sehr artig »Guten Morgen«. Zuerst war er etwas verlegen, aber dann rückte er mit der Sprache heraus. Er wollte von mir wissen, ob ich Günther eigentlich gerne hätte. Die Frage kam sehr überraschend für mich. Ich dachte nicht, daß er mich so etwas fragen würde. Und dann noch dazu »er«. Ich fragte ihn dann, warum er das wissen wolle. Und ob Günther ihn geschickt habe. Er versicherte hoch und heilig, daß Günther ihn nicht schicke, und daß, warum er frage, eine sehr verzwickte Angelegenheit wäre. Es hänge mit Malka Silberburg zusammen. Nun wußte ich, daß Günther mit Malka ging. Sie wurde aber dann abgeschoben.⁴ Er schwärmte immer von ihr. Schließlich antwortete ich ihm. Ich sagte »nein«. Er konnte es sich schon denken. Wenigstens sagte er es. Wir unterhielten uns dann noch über Günther. Von ihm erfuhr ich auch, daß Günther bei ihm in Grimma sei. Schließlich verabredeten wir, daß ich mich mit Günther richtig aussprechen soll.

Wir verabredeten uns dann auch. Ich versuchte Günther klarzumachen, daß es keine Freundschaft zwischen uns gewesen wäre, und daß es keinen Zweck mehr hätte. Gün-

ther konnte oder wollte mich aber nicht verstehen. Er hielt mir immer wieder dieselben Dinge vor. Lauter Kleinigkeiten, die ich angeblich mal gesagt haben sollte. Die ich aber, soweit ich mich erinnern kann, ganz anders gesagt habe. Ich sagte ihm dann, warum er mir das erst jetzt vorhalte und nicht gleich damals gesagt habe. Darauf wußte er mir nicht zu antworten. Der Hauptfehler bei Günther ist, wie ich glaube, daß er, wenn er sich etwas einredet, nicht wieder davon abzubringen ist. Er verfleischt sich dermaßen in seine Ideen, daß man ihn gar nicht verstehen kann. Er hat auch einen sehr kleinen Gesichtskreis. Er interessiert sich für sehr wenig Dinge. Und versteht auch sehr wenig. Moralische sowie weltliche Probleme existieren meiner Meinung nach bei ihm nicht. Wir gingen dann ohne ein definitives Resultat auseinander.

Ein paar Tage später, wir hatten gerade die Packer (Umzugsfirma), schaute ich so gegen elf Uhr zum Fenster herunter und Philipp stand unten. Er bemerkte mich dann, und ich ging wieder zu ihm herunter. Er sagte mir, er habe gehört, daß ich bald wegfahre, und wolle sich von mir verabschieden. Ich war angenehm überrascht. Denn ich dachte, daß er doch etwas an mir gefunden haben müßte, wenn er wiederkommt. Denn, soweit ich Philipp kannte, tat er das nie. Wir unterhielten uns dann ungefähr eineinhalb Stunden über Kunst, Musik, Malerei und auch weltliche Probleme. Mittendrin sagte er mir, ich habe großes gesellschaftliches Talent. Wenn er die Augen zumachte, könnte er denken, er spreche mit einer ganz großen Dame. Ich wollte so etwas natürlich nicht hören, obwohl es ganz angenehm ist, so etwas gesagt zu bekommen. Er beteuerte noch, es wäre wirklich kein Kompliment, sondern es sei so. Mir haben schon viele gesagt, daß man sich gut mit mir unterhalten könnte. Es hat mich aber nie so gefreut. Aber als Philipp es sagte, war ich sehr glücklich. Viele Leute fanden mich auch altklug. Aber ich konnte nun mal nichts dagegen tun. Man kann aus seiner Haut eben nicht heraus. Schließlich mußte ich hoch. Ich sagte: Wir wollen uns nun verabschieden. Er fand aber, wir wollen uns unbedingt noch